Die Frau in der alten Kirche

Lydia Stöcker


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE

SAMMLUNG GEMEINVERSTÄNDLICHER VORTRÄGE UND SCHRIFTEN
AUS DEM
GEBIET DER THEOLOGIE UND RELIGIONSGESCHICHTE
47

Die Frau
in
der alten Kirche.

Von

Lydia Stöcker.



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1907.

Die Frau in der alten Kirche

3 1

Die Frau

in

der alten Kirche.

Von

Lydia Stöcker.



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1907.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Wenn von der Stellung der Frau im Christentum die Rede ist, so findet man auf der einen Seite immer die überschwänglichsten Lobeshymnen, als hätte das Christentum der Frau erst ihre wahre Stellung geschaffen, ihr volle Rechte und Freiheiten gegeben, und auf der andern Seite pflegt man ebenso leidenschaftlich von einer „Herabwürdigung der Frau durch die Kirche“ zu reden.

Wie weit jede von beiden Auffassungen berechtigt sei, kann nur eine genauere Einsicht in Stellung und Arbeit der Frau in der alten Kirche zeigen.

Dabei wäre es falsch, dem Christentum daraus einen Vorwurf machen zu wollen, dass es nicht sofort die Stellung der Frau von Grund aus verändert hat. Dazu war diese Bewegung zunächst viel zu jung und zart. Auch tritt hinzu, dass sie vom Orient, vom Judentum her in die griechisch-römische Welt kommt, und Propheten wie Rabbinen haben die Frau wahrlich nicht allzu hoch geachtet. Man darf deshalb nur erwarten, dass langsam und allmählich, von innen heraus eine Aenderung sich vollzieht in der Beurteilung der Frau und ihrer Stellung innerhalb der Gemeinde. Entscheidend dafür wird einmal die Tatsache sein, dass sich das Christentum wie so manche andere religiöse Bewegung in ihren Anfängen an die wendet, die, mühselig und beladen, bei der bisherigen Art der Religionsübung bei Seite gescho-

ben und vernachlässigt wurden, und das waren nicht in letzter Linie die Frauen. Entscheidend wird anderseits sein, ob unter jenen ersten Anhängerinnen einzelne bedeutende Frauengestalten sich finden, die für ihr ganzes Geschlecht eine höhere Achtung erringen.

Weit stärker als heutzutage kommt dabei die Stellung in betracht, welche die Frau in der Ehe einnimmt. Daraus lässt sich auf ihre soziale, ja bis zu einem gewissen Grade auch auf die religiöse Wertung der Frau schliessen.

Wie hat nun das Christentum die Ehe bewertet? Von Jesus selbst haben wir nur wenige Worte über Ehe und Ehefragen. Auf der einen Seite tritt er mit aller Energie für die Unauflösbarkeit der Ehe ein. „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden“. Hiermit ist sicherlich der Weg zu einer höheren Sittlichkeit betreten, als sie das Judentum, ja, die ganze damalige Welt gekannt hat. Für die Frau aber bezeichnet dieses Wort auch deshalb noch einen ganz besonderen Fortschritt, weil das Recht der Ehescheidung bis dahin fast einzig dem Manne zustand. Daneben steht jene Perikope, die wir heute in unserm Johannes-Evangelium finden, — wahrscheinlich hat sie ursprünglich dem Hebräer-Evangelium angehört, sicherlich aber haben wir hier Worte Jesu vor uns. — Den Pharisäern, die ihm eine Ehebrecherin vorführen und an ihr das Volksgericht vollziehen möchten, antwortet er: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“.

Man hat wohl gesagt, es offenbare sich in diesen Worten eine „ungeheure und grossartige sittliche Ein-



seitigkeit Jesu, in der eine Gefahr für den Bestand geordneter Rechtsverhältnisse“ liege. Aber ist die sittliche Einseitigkeit geringer, die nur das Weib als Ehebrecherin kennt und Mann und Weib mit zweierlei Mass misst?

Beide Worte nebeneinander gestellt, zeigen uns die wunderbar grosse sittliche Freiheit im Wesen Jesu, eine Freiheit, wie sie seine Nachfolger nicht immer besessen haben.

So hat man der alten Christenheit, speziell Paulus, Verachtung der Ehe und damit auch eine Geringschätzung der Frau vorgeworfen, hervorgegangen aus asketischen Tendenzen.

Wie aber stand die gesamte damalige Kulturwelt jenen Fragen gegenüber? Seit mit Plato die strenge Scheidung von Geist und Materie einsetzt, tritt mehr und mehr — wie wäre es auch anders möglich — ein ethischer Dualismus ein. Schon für Plato ist die Bestimmung der Seele und der Zweck des Lebens das Streben nach Befreiung vom Körperlichen; und von Plotin, dem bedeutendsten der Neuplatoniker, besitzen wir das Wort: „Ich schäme mich, dass ich in diesem Fleische stecke“. Entsühnung, Befreiung vom Körperlichen und Sinnlichen, das ist es, was man mit heissem Bemühen in allen Mysterien-Kulten suchte. Askese ist also nicht ein spezifisch christlicher Zug; und es tun die unrecht, die auch hier wieder dem Christentum nur Weltentsagung, Weltverneinung und damit gewissermassen Kulturrückschritt zur Last legen. Es sind Stimmungen, wie sie einer alternden, untergehenden Welt natürlich sind; und gerade bei den Besten und Tüchtigsten jener Zeit finden wir sie.

In dieser Linie liegt das Pauluswort (1. Kor. 7): „Es ist für einen Mann gut, keine Frau zu berühren", und wenn er auch nicht Ehelosigkeit fordert, sondern unter gewissen Umständen die Ehe gestattet, so bleibt doch sein Rat: „Die Zeit drängt, und hinfort gilt, dass, die da Weiber haben, seien, als hätten sie keine . . ., denn die Gestalt dieser Welt ist am Vergehen". Für die alte Christenheit bleibt Enthaltsamkeit das Ideal, sei es in der Ehe, sei es ausserhalb derselben. Zugleich ist aber auch ersichtlich, dass der Grund dafür nicht so sehr Ablehnung alles Irdischen ist, als vielmehr die starke Hoffnung auf die baldige Wiederkunft des Herrn; nicht Pessimismus ist es, der zur Ehelosigkeit verleitet, sondern vielmehr ein grandioser Optimismus.

Zu der rein geistigen Hoffnung auf die baldige Erscheinung Christi tritt noch der Blick auf die äusseren Verhältnisse, unter denen der Christ lebt, die Gefahren der Verfolgungen, die ihn zwingen, „zu besitzen, als besässe er nicht". Neben der überschwenglichen Hoffnung auf die zukünftige Herrlichkeit steht allerdings eine Zurücksetzung, ja oft geradezu Geringschätzung aller irdischen Lebensverhältnisse, Familie und Ehe nicht ausgeschlossen.

So urteilt der grösste Theologe, den die Kirche besessen hat, Origenes: alles Geschlechtliche ist inhonestum, unanständig, und alle fleischliche Liebe ist teuflisch, weil nur die geistige Liebe von Gott ist, und niemand kann zweierlei Liebe haben.

Wie schon Philo im Verfolg platonischer Gedanken über Eros und Vollkommenheit gelehrt hatte, dass Gott den Menschen wie die Engel für die selige Vollkommen-

heit des Paradieses geschlechtslos-doppelgeschlechtlich, als Mannweib, geschaffen habe, so galt das Aufhören eben der geschlechtlichen Beziehungen geradezu als eines der Merkmale der Seligkeit. Tertullian sagt in einer seiner Schriften: „Denn auch Euch (nämlich den Frauen), hat Gott für jene Zeit dieselbe Wesenheit mit den Engeln, dasselbe Geschlecht mit den Männern verheissen“, d. h. die Frauen werden nicht etwa männlichen Geschlechts sein, sondern Männer und Frauen werden beide gleichermassen gottebenbildlich, engelgleich, androgyn- oder geschlechtslos sein. Aber vergessen wir nicht, dass auch Jesus selbst für die Zukunft von einem Aufhören aller geschlechtlichen Unterschiede spricht. „Sie werden weder freien, noch sich freien lassen“ Luc. 20 V. 35. Und Goethe lässt seine Mignon sagen:

„Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib“.

Aus solchen Worten lässt sich ein Doppeltes schliessen: Auf der einen Seite ist es sicherlich eine starke Vergeistigung der religiösen Zukunftshoffnung und ein Fortschritt über die Antike hinaus, wenn irdische Beziehungen und Verhältnisse hier völlig zurücktreten. Es spricht aber anderseits aus jenem Ausspruch Tertullians deutlich eine gewisse Herabsetzung des weiblichen Geschlechts als des weiblichen; es ist selbstverständlich das minderwertige, wobei man, wie schon im Neuen Testament, — immer ausging von der Erzählung des Sündenfalls: „Das Weib hat die Uebertretung eingeführt“. Am schärfsten ausgedrückt hat das Tertullian, den man freilich schon zu seinen Lebzeiten einen Weiberhasser gescholten hat.

Jede Frau, meint er, müsse in sich selbst eine trauernde und büssende Eva herumtragen. „Sie würde durch jede Art von Busskleidung dann um so vollständiger sühnen helfen, was Eva verschuldet hat . . . In Schmerzen und Aengsten musst du gebären, o Weib. Zum Manne musst du dich halten; und er ist dein Herr! Und du solltest nicht wissen, dass du eine Eva bist! Noch lebt die Strafsentenz Gottes über dein Geschlecht fort; dann muss also auch deine Schuld noch fortleben. Du bist es, die dem Teufel Eingang verschafft hat, — femina ianua diaboli — du hast das Siegel jenes Baumes gebrochen, du bist es auch, die denjenigen betört hat, dem der Teufel nicht zu nahen vermochte! So leicht hast du den Mann, das Ebenbild Gottes, zu Boden geworfen. Wegen deiner Schuld, d. h. um des Todes willen, musste auch der Sohn Gottes sterben! . . .“

Einen Schritt weiter noch als die Grosskirche geben alle jene Sekten, deren religiöse Auffassung einen mehr oder minder deutlichen Dualismus zeigt. Hier wird vielfach unbedingte Ehelosigkeit gefordert, zum mindesten eine zweite Ehe verboten. Durch diese schroffe Stellung der Häretiker wird die Grosskirche genötigt, eine weniger ablehnende, ja positive Haltung anzunehmen. An der Spitze aller dieser Aussprüche steht das grossartige Wort des Paulus im Galaterbrief (3, V. 28): „Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib. Ihr seid allzumal einer in Christus“. Und daneben das andere 1. Kor. 11, V. 11: „Nur gilt es im Herrn: so wenig als die Frau ohne den Mann, so wenig der Mann ohne die Frau“.

Derselbe Tertullian, der die härtesten und verächt-

lichsten Worte über die Frau findet, er spricht von der Heiligkeit und dem Ehrfurchtgebietenden des gebärenden Weibes, — wenn er — gegen die Häretiker polemisiert. Hier redet er plötzlich von einer „verehrungswürdigen Einrichtung der Natur“.

So hat auch hier die Grosskirche ihren Gegnern Dank zu sagen, welche sie vor einer Ueberspannung bewahrten, die schliesslich zur Selbstauflösung geführt hätte. Doch könnte man einwenden, dass eine solche nur aus der Polemik geborene Wertung der Ehe noch keine sittliche Wertung bedeute. Aber auch die hat die alte Kirche gekannt. Am besten hat ihr Clemens Alexandrinus Ausdruck verliehen, jener Mann, in dem Christentum und griechische Bildung mit all ihrer Weltaufgeschlossenheit und der naiven Freude an den Gütern dieses Lebens die innigste Verbindung gefunden haben. Ihm ist das Zeugen geradezu eine „Aehnlichkeit mit Gottes Schöpfertätigkeit“. — „Dabei hat man zu zu erwägen, dass der Mensch ein Ebenbild Gottes wird, insofern er zur Entstehung eines Menschen mitwirkt.“ Mann und Weib stehen gleichwertig nebeneinander: „Beide haben denselben Gott, dieselbe kirchliche Versammlung, das Gesetz des Masshaltens. Die ehelichen Verhältnisse, das Atmen, Sehen, Hören, Verstand, Hoffnung, christliche Liebe, — all das haben sie gemein, und der Lohn eines solch heiligen Lebens ist nicht dem Mann oder Weibe, sondern dem Menschen im allgemeinen versprochen . . . wie ja auch für beide, Mann und Weib, die gemeinsame Bezeichnung Mensch gilt“. Wahrlich, auch heute liessen sich nicht bessere Worte finden!

Suchen wir aus so widersprechenden Worten ein Facit zu finden, so sei vorangestellt, dass selbst Tertullian, der energischste Weiberhasser unter den Kirchenvätern, verheiratet war. Trotz alles Lobes der Askese ist die Zahl der ehelos Lebenden eine verhältnismässig geringe geblieben. Schon früh wissen wir auch von einer Eheschliessung vor dem Bischof. Damit steht die Kirche aber der Ehe positiv, sie sittlichend und heiligend gegenüber, und schon im Neuen Testament finden wir in den sogenannten „Haustafeln“ Anweisungen über das Verhalten der Eheleute gegeneinander wie der Eltern den Kindern gegenüber.

Und wie schroff auch das alte Christentum hie und da über die Ehe, wie hart und ungerecht einzelne über die Frau geurteilt haben mögen: es bleibt doch auch auf diesem Gebiete eine aufwärts strebende Bewegung; es bringt auch hier, wenn schon langsam, eine höhere Sittlichkeit. Welche Wertung im praktischen Leben der Frau zu teil wurde, das lässt sich erst erkennen aus den Diensten, die sie der Kirche geleistet hat, sei es freiwilliger, sei es beamteter Dienst.

Wesentlich für ihre Stellung war dabei das Verhalten Jesu den Frauen gegenüber. Wie ganz anders als jeder jüdische Rabbi hat er sich doch ihnen gegenübergestellt! Ihm sind sie nicht zu töricht und verächtlich, um ihnen seine Lehren mitzuteilen. Wie er sich aller Verstossenen und gering Geachteten angenommen hat, so auch ihrer. Und es ist uns der Name gar mancher Frau aufbehalten, die im Leben Jesu eine Rolle gespielt hat. Dieser Verkehr Jesu mit Frauen konnte nicht ohne Einfluss bleiben auf ihre Stellung in der Ge-

meinde. Eine Frau war es gewesen, die ihn vor seinem Ende gesalbt hatte; Frauen allein hatten nach den drei ersten Evangelisten den Mut, unter dem Kreuze auszuharren. Frauen endlich, so berichtet die Ueberlieferung, waren es, die die erste Kunde von der Auferstehung brachten. Wie gewaltig musste ihr Ansehen sich dadurch heben.

Sehen wir nun in die Missionstätigkeit des Paulus hinein, so bietet sich überall dasselbe Bild; sei es in Philippi, sei es in Athen, in Korinth wie in Ephesus, überall sind Frauen unter den ersten, die Jesu Lehren annehmen. Charakteristisch sind auch die Gruss-Kapitel in den Paulinischen Briefen. Ueberall begegnen uns eine Menge von Frauennamen; und wir dürfen doch wohl annehmen, dass es gerade die Hervorragendsten unter den Gemeindegliedern sind, denen Paulus persönliche Grüsse sendet. Celsus, der grosse Gegner des Christentums im 2. Jahrhundert, spottet über diese Religion der Sklaven und der Frauen.

Zudem konnte man ihrer Hilfe zunächst gar nicht entraten. Im Orient, wie in der griechisch-römischen Welt, waren die Frauengemächer, wenigstens der vornehmen Frauen, Männern streng verschlossen; und wie man heute in Indien und Japan weiblicher Missionare bedarf, so ähnlich in jener Zeit. Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte hindurch überstieg die Zahl der christlichen Frauen die der Männer bei weitem. Dass aber das Christentum dem heidnischen Aberglauben gegenüber einen bedeutenden Kulturfortschritt bezeichnet, wird keiner ernstlich bestreiten. Wer also hier in erster Linie der Träger der Kultur und des Fortschritts ge-

wesen ist, das unterliegt keinem Zweifel. Diese ganze Art der Verbreitung, die sich im Innern des Hauses vollzieht, ist uns wenig bekannt. Wohl aber wissen wir, in welche Lage sich eine Frau begab, die als Christin an der Seite eines heidnischen Ehegatten lebte. Tertullian in seiner schroffen Weise sagt: „Die nun keusch gewordene Gattin verstösst der Ehemann, der jetzt keinen Anlass zur Eifersucht mehr hätte“. Aber selbst wo die Frau im Hause blieb: sie konnte nicht mehr den häuslichen Göttern opfern, nicht zu den Festen der Kaiser, wie es die Sitte erforderte, ihr Haus illuminieren, nicht ungestört ihre Gebete verrichten, nicht die christlichen Fasten halten, wenn der Gemahl andere Wünsche äusserte. Schliesslich, wie schwer, ja fast unmöglich war es für sie, zu den christlichen Abendmahlsfeiern, die in später Stunde stattfanden, sich hinzubegeben. Musste da nicht der Gemahl Verdacht schöpfen! Welch eine Fülle von Heroismus in den drei ersten Jahrhunderten des Christentums gerade auf seiten der Frauen liegt, das können wir nur ahnen. Festen Boden gewinnen wir unter den Füssen, wenn wir nun hören, wie die eine oder andere dieser Frauen vor den Richter geführt wird, ihres Christentums wegen angeklagt. Es sind uns aus den ersten Jahrhunderten die Berichte über eine Anzahl von Märtyrerinnen erhalten, beginnend von jenen Frauen, die in der Neronischen Verfolgung, Dirken und andere Gestalten der Unterwelt darstellend, ein furchtbares Ende fanden, bis zu den Zeiten Konstantins. Bekannt ist der Name jener christlichen Sklavin Blandina, die in Lyon unter den furchtbarsten Qualen und Martern nur immer das eine Wort sagt: „Ich bin eine Christin, und bei

uns geschieht nichts Arges“. Selbst die Heiden bekennen: „Dass noch niemals bei ihnen ein Weib so viele und grosse Marter standhaft ertragen hätte“. Und die Gemeinde selbst, uneingedenk des Sklavenstandes jener Frau, keinen Unterschied des Geschlechts machend, behandelt sie mit der rührendsten Sorge und Hochachtung. Einen ausführlichen Bericht besitzen wir über das Martyrium einer Anzahl von Karthagern etwa um 200, unter denen zwei Frauen, Perpetua und Felicitas, hervorragen. Ergreifend ist es zu lesen, wie alle Bitten des greisen Vaters der Perpetua, der wehklagend ins Gefängnis eilt, nichts vermögen über seine Tochter. Ihre Gefährtin Felicitas, die als Schwangere schon fürchtet, dem römischen Gesetz gemäss nicht mit ihr zugleich Märtyrer werden zu können, leidet nach vorzeitiger Geburt mit ihr gemeinsam das Martyrium. Als man die unter den Schmerzen der Geburt Klagende auf die noch grösseren der Arena hinweist, spricht sie die stolzen Worte: „Was ich jetzt dulde, leide nur ich; dort aber wird ein anderer in mir sein, der für mich leiden wird, weil ich selber für ihn Leid zu tragen bereit bin.“ Der ganze Bericht, der von Perpetua und einem ihrer Gefährten verfasst ist, atmet eine hoffnungsfreudige, die Welt überwindende Stimmung. Aus dem Kerker heraus berichten diese Frauen von göttlichen Offenbarungen, die ihnen zu teil geworden, und die Kirche hat ihre Visionen gleichberechtigt neben die der Männer gestellt. Hier werden beide Geschlechter gleich hoch geehrt; denn das überstandene Leiden macht engelgleich, es ist eine zweite Taufe, ja, es verleiht klerikalen Charakter, indem den Märtyrern ohne Unterschied des *Geschlechts* das

Recht der Sündenvergebung zusteht, auch da, wo die Macht des Priesters ein Ende erreicht. Häufig geschieht es, dass man christliche Jungfrauen statt zum Tode zum Bordell verurteilt, „ad lenonem“ statt „ad leonem“, wie Tertullian sagt. „Ihr habt damit das unfreiwillige Geständnis abgelegt, dass bei uns eine Verletzung der Schamhaftigkeit für schlimmer gelte, als jede Strafe, jede Todesart.“

Nirgends aber gewinnen wir einen deutlicheren Einblick in die Art und Weise, wie das Christentum die Frauen erfasst, und wie hinwiederum sie sich ihm völlig hingeben, als in jenem Roman, der uns unter dem Namen der „Paulus- und Thekla-Akten“ erhalten ist.

Während Paulus in Ikonien predigt, so wird uns berichtet, hört eine Jungfrau, eben jene Thekla, ihm zu, drei Tage und drei Nächte auf der Türschwelle sitzend, weder Speise noch Trank zu sich nehmend, lauschend dem „Wort von der Enthaltsamkeit und der Heiligung“. Vergebens sucht ihre Mutter, vergebens ihr Verlobter sie zu diesem Banne zu entziehen. Sie weist den Geliebten ab, um ein heiliges Leben zu führen, Paulus nachfolgend. Zum Feuertode verdammt, bleibt sie selbst auf dem brennenden Scheiterhaufen von der Flamme unberührt, bis ein gewaltiges Unwetter das Feuer erstickt. Abermals Paulus nacheilend, wird sie in Antiochien als Gotteslästerin zu den wilden Tieren verurteilt, aber weder eine furchtbare Löwin noch wilde Stiere vermögen ihr etwas anzuhaben. „Eine Feuerwolke umgab sie, sodass weder die Tiere sie berühren konnten, noch sie nackt gesehen werden konnte.“ Wiederum befreit, sucht sie von neuem ihren Lehrer Paulus; und als sie ihn ge-

funden, erhält sie den Auftrag: „Gehe, und verkündige das Wort Gottes“, — und, so schliesst der Bericht — „nachdem sie viele durch das Wort Gottes erleuchtet hatte, entschlief sie“.

Als Paulus zum ersten male auf europäischem Boden predigt, — es ist in Philippi, — da ist die erste, die sich taufen lässt, eine Frau, Lydia. Um sie sammeln sich die übrigen Anhänger der neuen Lehre. Ihr Haus wird ihr Versammlungsort; hier findet gemeinsame Schriftverlesung, Predigt, Feier der Eucharistie und der Liebesmahle statt, kurzum: Lydia ist die Vorsteherin einer Hausgemeinde.

Fast überall auf griechisch-römischem Boden setzt das Christentum mit der Gründung solcher Hausgemeinden ein, und nicht selten sind es Frauen, die an der Spitze stehen. Vielleicht ist hierher jene Chloë zu zählen, von der Paulus im ersten Korintherbrief redet, sowie die Phoebe, die man so gern zur ersten Diakonissin gemacht hat. Vor allem aber Priska und ihr Gemahl Aquila. Wir finden sie in den verschiedensten Teilen des römischen Reiches. Ueberall scheinen sie eine Hausgemeinde um sich gesammelt zu haben, was auf der einen Seite auf eine gewisse Wohlhabenheit, andererseits auf eine besondere Lehrgabe schliessen lässt. Abgesehen von der Grussstelle im 1. Korintherbrief (16 V. 19) wo die Voranstellung des Gemahls ganz selbstverständlich ist, wird überall Priska an erster Stelle genannt, und das ist damals so aussergewöhnlich wie heute und bürgt für die ganz hervorragende Bedeutung dieser Frau. Paulus nennt beide seine Mitarbeiter, ja, er stellt die Priska noch vor ihren Gatten. Zu beiden zieht Pau-

lus in Korinth. Beide begleiten ihn nach Ephesus. Ihnen überlässt er seine Missionsarbeit, als er selbst die Stadt verlassen muss; und — was vielleicht das Bedeutsamste ist — Priska und Aquila gewinnen den geistvollen Alexandriner Apollos für das volle Evangelium. Das ist bereits der alten Kirche aufgefallen. Schon Chrysostomus bemerkt dazu: „Lucas bezeugt die Tüchtigkeit dieses Weibes und Mannes. Einmal nämlich, wenn er sagt: Paulus blieb bei ihnen, dann wiederum, wenn er mitteilt, dass das Weib Apollos nahm und ihn in dem Weg des Herrn unterwies. Wie gross war sie!" — Er lässt hier den Aquila einfach verschwinden, so sehr scheint die Frau im Vordergrund zu stehen.

Als bezeichnend für die spätere Zeit sei erwähnt, dass jüngere Bibelhandschriften den Aquila an erster Stelle nennen und die Priska nachstellen, ja vollständig auslassen, ein Beweis dafür, dass die Kirche der Frauenarbeit in späterer Zeit anders gegenüberstand als in den ersten Jahrhunderten.

Anschliessend an diese Bedeutung der Priska hat es Harnack[1]) wahrscheinlich zu machen gesucht, dass der Verfasser des Hebräerbriefs, dessen Name und Adresse uns verloren gegangen ist, niemand anders sei, als Priska. Jedenfalls würde es sich so am einfachsten erklären, warum der Name verloren ging. Eine hierarchisch gewordene Kirche wollte keine Frauen im Lehramt dulden. Damit erhebt sich die Frage, wie weit die älteste Christenheit den Frauen das Recht des Lehrens gewährt hat. Hier ist schon scharf zu scheiden zwischen

1) Harnack, Probabilia über die Adresse und den Verfasser des Hebräerbriefs.

dem, was uns Paulus-Briefe und Apostelgeschichte und dem etwa, was uns die Pastoralbriefe berichten. Dass Priska lehramtliche Befugnisse gehabt hat, steht aus dem Vorhergesagten fest. Aehnlich berichten die Thekla-Akten, dass Thekla gelehrt und gepredigt habe. Dazu tritt, dass es Aemter im strikten Sinne des Wortes in den ältesten Gemeinden überhaupt nicht gibt. Aller Dienst in der Gemeinde ist freiwilliger Dienst, bei dem man wenig danach fragt, ob Mann oder Frau ihn übt, haben wir doch vielfach Frauen als Vorsteherin gefunden. Dabei ist alle Tätigkeit gebunden an ein Charisma, eine besondere Geistesgabe — Paulus nennt an einer Stelle als solche Geistesbegabten Apostel, Propheten und Lehrer. — Und für sie alle gilt das Wort: „Den Geist dämpfet nicht". Wenn Paulus 1. Kor. 11 V. 5 verlangt, dass die Frau beim Beten und Weissagen ihr Haupt bedecke, so geht daraus sicherlich hervor, dass Frauen öffentlich gebetet und geweissagt haben. Dagegen spräche 1. Kor. 14 V. 34 das berühmte und berüchtigte mulier taceat in ecclesia! Das Weib schweige in der Gemeinde. Die Stelle ist beanstandet worden, weil die Reihenfolge des Textes hier in einzelnen Handschriften eine andere ist. Es ist also unsicher, ob sie von Paulus selbst herrührt, oder schon frühe, wahrscheinlich von 1. Timotheus 2 V. 12 her, hier eingeschoben ist. Für die erste Zeit wird man wohl den Frauen volle Lehrfreiheit gewährt haben. Sicherlich hat auch sehr früh schon der Kampf dagegen begonnen. Denn schon der Verfasser der Pastoralbriefe schreibt: „Einem Weibe gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht über den Mann zu herrschen".

Dass der Kampf nicht so bald sein Ende erreichte, geht daraus hervor, dass noch Tertullian von „dem tollen Uebermut von Weibern“ redet, „die sich vermessen haben, lehren zu wollen“. Als Gesetz der Karthagischen Kirche gilt nach ihm: „Es wird dem Weibe nicht gestattet, in der Kirche Reden zu halten, auch nicht zu lehren, zu taufen, zu opfern und sich einen Anteil an irgend welchem Amt des Mannes, geschweige denn gar den priesterlichen Obliegenheiten anzumassen“. Was das Predigen und Taufen betrifft, so hat man sich dabei auf das Vorbild der Thekla berufen; mit dem letzteren wäre der Frau sogar eine priesterliche Funktion zugesprochen, aber die älteste Christenheit hat einen priesterlichen Stand im engeren Sinne des Wortes überhaupt nicht gekannt, sodass darüber damals kein Streit entstehen konnte. Mit dem Moment, wo die Kirche beginnt, sich hierarchisch zu gliedern, setzt der Kampf gegen weibliche Lehrtätigkeit ein, ganz zu schweigen von Spendung der Taufe und des Abendmahls.

Anders ist es bei den Häretikern. Die häretischen Weiber, so sagt Tertullian, „unterstehen sich zu lehren, zu disputieren, Exorcismen vorzunehmen, Heilungen zu versprechen, vielleicht auch noch zu taufen“. Ein anderer Kirchenvater weiss sogar von einer ganzen Schar von Frauen, den Collyridianerinnen in Arabien, die an einem bestimmten Tage der Maria Opfer von Brot darbringen, und in seiner Polemik dagegen kommt er zu dem Schlusssatz: „Niemals, so lange die Welt steht, übte ein Weib priesterliche Funktionen aus“, was für die alte Zeit unmöglich so scharf gegolten haben kann. Vielmehr wissen wir, dass hie und da, wenn auch sehr

vereinzelt, die Frau in der Kirche bei der Austeilung des Abendmahls wenigstens Hilfe geleistet hat. Bei der Mission in Armorika zu Anfang des 6. Jahrhunderts gestattete die bretonische Kirche im Gegensatz zu den dortigen Bischöfen, dass auch die Frauen den Kelch austeilten. Auch wissen wir, dass im 5. oder 6. Jahrhundert zwei kirchliche Presbyter sich haben bereit finden lassen, den Frauen die Austeilung des Kelches zu gestatten. In dem Protest, den die Bischöfe dagegen erheben, wird eine solche Tätigkeit der Frauen — höchst charakteristisch — als Befleckung des göttlichen Sakraments bezeichnet.

Mit welchen Mitteln man jeden Versuch der Frau zur Erlangung priesterlicher Tätigkeit bekämpfte, dafür liefert eine Erzählung einen Beweis, die sich in einer kirchenrechtlichen Schrift der ersten Jahrhunderte findet. „Johannes sagte: »Ihr habt etwas vergessen, Brüder. Als der Meister Brot und Kelch betend segnete und sagte: dies ist mein Leib und Blut, — da hat er diesen Frauen nicht gestattet, zu uns zu treten«. Martha sagte: »Um der Maria willen, die er lächeln sah«. Maria antwortete: »Nicht weil ich gelächelt hatte; vielmehr sagte er uns schon zuvor, als er noch lehrte, dass das Schwache durch das Starke gerettet werden solle!«“

Hat man den Frauen sehr bald das Lehren unmöglich gemacht, ihnen eigentlich priesterliche Funktionen fast nie gestattet, so gab es ein anderes Gebiet, wo man ihnen Freiheit lassen musste: das der Prophetie. Bei dem in der Ekstase Redenden hatte man zu deutlich den Eindruck, dass nicht er, sondern eine höhere Macht in ihm spräche, und wer durfte wagen, sich dieser göttlichen

Macht entgegenzusetzen!? Eine Reihe von Prophetinnen kennen wir mit Namen, allen voran die vier Töchter des Philippus, von denen uns in der Apostelgeschichte berichtet wird. Noch ein paar Jahrhunderte nachher weiss der Kirchenvater Eusebius von ihnen zu erzählen. Sie haben später in Hierapolis in Phrygien gelebt, von der Gemeinde in grossem Ansehen gehalten, selbst ihre Gräber noch sollen hoch geehrt worden sein. Aus der späteren Zeit ist uns der Name einer Ammia in Philadelphia aufbewahrt.

Hier war übrigens selbst die mittelalterliche Kirche duldsam. Sie hat einer Elisabeth von Schönau wie der heiligen Hildegard gestattet, ihre Weissagungen zu verkündigen. Wollte man auf die jüngste Vergangenheit hinweisen, so wäre Anna Katharine Emmerich zu nennen.

Für alle bisher genannte Tätigkeit der Frau in der Kirche gilt, dass sie freiwilliger Dienst war. Wir haben aber schon gegen Ausgang des ersten Jahrhunderts und späterhin Frauen, die eine feste Stellung im Klerus einnehmen, ein Amt bekleiden. Freilich herrscht in bezug darauf in den verschiedenen Gemeinden die grösste Verschiedenheit, und was sich in Rom und Karthago findet, brauchte darum noch lange nicht in Alexandrien und Ephesus Sitte zu sein. Man ist gewohnt, in der alten Kirche schon den Stand unserer heutigen Diakonissinnen finden zu wollen, beginnend mit jener Phoebe, die aber Gemeindevorsteherin ist, und deren Arbeit von der unserer Diakonissen weit entfernt war.

Freilich, Diakonie, Arbeit an den Armen, Verlassenen, Waisen und Kranken hat die alte Kirche in reichem Masse getan. Sie ist aber Aufgabe der Witwen

gewesen. Schon der 1. Timotheusbrief kennt einen **Stand** der Witwen und gibt genaue Anordnungen für sie: „Die Witwe muss wenigstens 60 Jahre alt sein, eines Mannes Frau, wohl bezeugt in guten Werken, wenn sie Kinder auferzogen hat, Gastfreundschaft geübt, den Heiligen die Füsse gewaschen, den Bedrängten ausgeholfen hat, jedem guten Werke nachgegangen ist“.

Den jüngeren Witwen wird ausdrücklich die Aufnahme versagt, denn man fürchtet von ihrem Herumlaufen in den Häusern, Schwatzen, Vorwitz und unnützen Reden Nachteil für die Gemeinde. Daraus lässt sich schliessen, dass zu den Funktionen der Witwen jedenfalls **Hausbesuche** — sicherlich nur bei den Frauen, — gehört haben. Auf das Institut der Witwen weist auch eine Erzählung des griechischen Schriftstellers Lucian aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts hin. In seinem Peregrinus Proteus erzählt er, wie sein Held Peregrinus eine zeitlang Christ geworden sei, um seines Glaubens willen eingekerkert wurde und nun von der Gemeinde aufs liebevollste versorgt wird. „Gleich des Morgens“, sagt er, „sah man beim Gefängnis einige bejahrte Witwen und Waisenknaben warten“. Es hat also vielleicht auch die Fürsorge für die Gefangenen zu den Obliegenheiten der Witwen gehört, andererseits die Erziehung der Waisenkinder der Gemeinde. Das bestätigt auch Tertullian, der sagt, dass zu diesem Amt Mütter gewählt werden, und zwar solche, „welche Kinder erzogen haben, damit sie nämlich mit Erfahrungen über alle Seelenzustände ausgerüstet, auch die anderen leichter durchschauen und ihnen mit Rat und Tat beistehen können, und damit sie nichts destoweniger alles durch-

gemacht haben, worin ein Weib sich bewähren kann". Durch ihn wissen wir auch, dass diese Witwen in der Kirche einen besonderen Ehrenplatz bekamen, wahrscheinlich auch bei der Eheschliessung vor dem Bischof mitgewirkt haben. Ebenso hat Clemens Alexandrinus sie gekannt. Er zählt als besonders auserwählte Personen auf: Bischöfe, Priester, Diakonen und Witwen, und Origines legt jene Stelle 1. Timotheus 5 V. 10 so aus, dass er das „Waschen der Füsse der Heiligen" bildlich nimmt. Sie haben mit geistlichen Reden andere erbaut und zwar, wie er ausdrücklich hervorhebt, Frauen. Es muss also diesen Frauen auch eine gewisse Lehrbefugnis zugestanden haben. Gross ist sie sicherlich nicht gewesen und hat sich kaum über die Frauengemächer hinaus erstreckt. Hier aber war sie notwendig um der Heiden willen, die zu Verleumdungen aller Art nur zu bereit waren. Auch bei der Taufhandlung selbst konnte die Kirche nicht der Frauenhilfe entbehren, solange die Taufe an Erwachsenen und durch völliges Untertauchen vollzogen wurde. Aufgabe der Witwen war, abgesehen von der Hilfsleistung im allgemeinen, nachdem die Salbung an der Stirn vollzogen war, die Salbung am übrigen Körper des Täuflings vorzunehmen. Eine der alten Kirchenordnungen erlässt eine genaue Verfügung über die Wahl der Witwen, deren Zahl auf drei festgesetzt ist. „Witwen sollen drei eingesetzt werden, zwei, um im Gebet zu verharren, für alle, die in Anfechtung sind, und für den Empfang von Offenbarungen, wo nur immer solche notwendig; eine aber, um den von Krankheiten heimgesuchten Frauen beizustehen . . .".

Danach gehört zum Beruf der Witwe auch das Ge-

bet für die Gemeindeglieder, wie sie schon in frühester Zeit als „Altar Gottes“ bezeichnet wird.

Nicht immer hielt man an der alten Ordnung fest, nur ältere Witwen in den Stand aufzunehmen. Tertullian erzählt voller Entrüstung von einer Jungfrau von noch nicht zwanzig Jahren, die bereits in den Rang der Witwen versetzt worden sei, was er als eine Verletzung der Kirchendisziplin bezeichnet.

In demselben Briefe, in dem zuerst die Witwe genannt wird, ist, — freilich weniger deutlich, — auch von Diakonissen die Rede (1. Tim. 3, V. 11). Dort wird von ihnen verlangt, dass sie „ehrbar, nicht verleumderisch, nüchtern und zuverlässig in allem“ seien, Worte, aus denen man kein festes Bild gewinnt. In der ganzen Literatur der folgenden zwei Jahrhunderte geschieht ihrer fast nirgends Erwähnung, ausgenommen in dem Briefe, in dem Plinius als Statthalter von Bithynien an den Kaiser Trajan über die Christen dort berichtet. Er erzählt, dass er zwei Mägde habe foltern lassen, die die Christen ministrae — Diakonissen — genannt hätten, um von ihnen etwas über den Gottesdienst der Christen zu erfahren. Das legt die Annahme nahe, dass jene eine Art von Türhüterinnen waren, die über der äusseren Ordnung des Gottesdienstes zu wachen hatten; so schienen sie Plinius zur Auskunft besonders geeignet.

Erst als das Witweninstitut im Aussterben begriffen ist, da finden wir im Orient die beamtete Diakonissin, die im Gegensatz zur Witwe aus den Jungfrauen gewählt worden ist. Nur wenn daran Mangel sein sollte, darf man auch Witwen zu diesem Amte bestellen. In späterer Zeit wird bestimmt, dass die jungfräuliche Dia-

konissin bei ihrer Ordination mindestens das vierzigste oder gar das sechzigste Jahr erreicht haben müsse. Das Abendland hat sie kaum gekannt, sie sind eine speziell morgenländische Erscheinung.

Während aber das Witweninstitut, in die älteste Zeit zurückreichend, einen mehr oder weniger charismatischen Charakter trug, ist die Diakonisse weit stärker erwählte Gemeindebeamtin, speziell die Gehilfin des Bischofs. Die Witwe konnte, sich auf ihre göttliche Berufung beziehend, sich eine selbständige Stellung in der Gemeinde schaffen, die der monarchische Bischof häufig sehr unangenehm mag empfunden haben. So erleben wir es denn in einer orientalischen Kirchenordnung des 3.—4. Jahrhunderts, in der Witwe und Diakonisse erwähnt werden, dass erstere in recht bedenklichem Lichte erscheint, schwatzhaft, verleumderisch etc., sodass man deutlich die Absicht erkennt, das Witweninstitut möglichst zurückzudrängen, während die Diakonisse mit den Ausdrücken höchsten Lobes bedacht wird. Sie soll „nach dem Vorbild des heiligen Geistes geehrt werden", ohne dass man darum anzunehmen braucht, dass ihre Stellung und Wirksamkeit allzu bedeutend war. Aber sie ist die direkte Gehilfin des Bischofs im Gegensatz zu der weit selbständigeren Witwe.

Noch ist uns das alte Weihegebet erhalten, durch das die Diakonisse in ihren Beruf eingesetzt wurde:

„Ewiger Gott, Vater unseres Herrn Jesu Christi, Schöpfer des Mannes und des Weibes, der du Maria, Debora, Anna, Hulda mit heiligem Geist erfüllt hast, der du es nicht verschmähet hast, deinen eingeborenen Sohn von einem Weibe geboren werden zu lassen, der

du im Zelt des Zeugnisses Frauen als Wärterinnen deiner heiligen Tore aufgestellt hast, blicke auch jetzt auf diese deine Dienerin, die zum Dienst auserwählt ist, und gib ihr den heiligen Geist, und reinige sie von jeder Befleckung des Fleisches und Geistes, damit sie würdig das ihr übertragene Amt zu deinem Ruhm und Lobe deines Christus ausführe, mit dem dir und dem heiligen Geist Ruhm und Anbetung sei in Ewigkeit. Amen".

Die Arbeit der Diakonissin ist äussere Hilfsleistung im Gottesdienst, (was also mit den Beobachtungen im Pliniusbrief übereinstimmen würde). Sie hat den etwa eintretenden Frauen Plätze anzuweisen, für Ordnung unter den Frauen zu sorgen und eine äussere Handreichung bei der Abendmahlsfeier zu tun. Aus denselben Gründen wie einst die Witwe, hilft sie auch bei der Taufe. Endlich hat sie, auch wieder eine rein äusserliche Tätigkeit, eine Frau zu begleiten, die zum Bischof oder Diakon gehen wollte, natürlich aus Schicklichkeitsgründen. In ganz einzelnen Fällen wird ihr auch Krankenpflege zugestanden. Einmal hören wir, dass sie vor der Taufe die Aufgabe hatte, die unwissenden Frauen zu unterrichten, wie sie auf die Frage des Taufenden zu antworten hätten und ihr ferneres Leben einrichten sollten. Den kranken Frauen haben sie das Abendmahl ins Haus zu bringen; damit ist aber durchaus keine priesterliche Tätigkeit gegeben. Wir wissen, dass bei der Ordination der Diakonissin diese den Kelch, aus dem sie getrunken, nicht weiter geben durfte, sondern auf den Altar zurückstellen musste, zum Zeichen, dass dem Weibe nicht das Recht der Abendmahlsspendung zustände.

Verfolgt man diese beiden Aemter der Frauen, so macht man die Beobachtung: je weiter die Zeit fortschreitet, umsomehr treten beide zurück. Parallel mit dieser Unterdrückung des Frauendienstes geht aber die Entwicklung des Mönchtums. Damit ist schon einer der Gründe angegeben, die zur Auflösung der Frauenarbeit geführt haben. In der alten Zeit ist es selbstverständlich, dass die jungfräulich Lebende in der Familie bleibt, und häufig geschieht es, dass willige Gemeindeglieder die Witwe in ihr Haus aufnehmen. Aber schon Cyprian um 250 klagt über die Gefahren, die den Jungfrauen beim Wohnen im Elternhause drohen. Er warnt vor dem Besuch der öffentlichen Bäder, vor Putzsucht und dem schliesslich daraus hervorgehenden Bruch des Gelübdes. Dann konnte die beamtete Jungfrau, die Diakonissin, unmöglich die Arbeit ausführen, die einst der Witwe zugestanden hatte, man denke nur an die Hausbesuche. Ambrosius verbietet der Jungfrau schon, häufig Besuche zu machen, und Hieronymus verlangt von der Jungfrau den „heiligen Stolz", sich möglichst von der Welt abzuschliessen. „Wisse dich besser als jene". Von hier bis zum klösterlichen Leben ist nur noch ein Schritt, und die beamteten Frauen der alten Kirche werden zu Nonnen, weil nur ein ganz von der Welt abgeschlossenes Leben der Gottgeweihten würdig ist.

So ist einmal das Mönchtum der Feind der Frauenarbeit gewesen und hat schliesslich zu ihrer Vernichtung geführt. Daneben aber tritt ein zweites Moment: die Stellung, die die Frau bei den Häretikern einnahm, machte die Kirche misstrauisch gegen jedes Frauenamt.

In der Polemik der Kirchenväter gegen die Sekten

spielt immer das Argument eine Rolle, dass Weiber sich dort Rechte angemasst haben, die ihnen nicht gebühren. Hier wurde wirklich ernst gemacht mit dem Begriff der christlichen Freiheit und der Ebenbürtigkeit der Frau. Wofern nur die einzelne Persönlichkeit sich als gut und tüchtig erwies, übertrug man ihr jedwede Tätigkeit, ohne danach zu fragen, ob Mann oder Weib. Mitbestimmend ist dabei, dass hier das ekstatische Element stärker ist, als in der Grosskirche; und wie hätte man den Geistbegabten wehren sollen! Freilich sind unsere Nachrichten nur sehr gering. Ein weniges wissen wir über die Stellung der Frau im Gnostizismus, jener Bewegung, die, den gesamten Kreis damaliger Bildung umspannend, zum erstenmal den grossartigen Versuch einer wirklichen Verschmelzung christlichen und griechischen Geistes unternahm. Der Gnostizismus denkt sich die Selbstentfaltung der Gottheit in Sycigien vor sich gehend, in Paaren göttlicher Wesen, beiderlei Geschlechts. Damit ist dem Weiblichen sein Platz in der Sphäre des Göttlichen geschaffen; während die Grosskirche so gern für „jene Zeit“ den Frauen dasselbe Geschlecht mit den Männern versprach. Der Gnostiker hofft für die Zukunft auf die „himmlische Hochzeit“, wo sich die „Weisheit“, mit Christus vermählt, und wo die Pneumatiker, die Geistesmenschen, selbst von den Engeln als Bräute heimgeführt werden.

Wie die Grosskirche hin und wieder ihre frauenfeindliche Stellung mit Bezugnahme auf Worte Jesu zu begründen suchte, so umgekehrt der Gnostizismus sein Entgegenkommen den Frauen gegenüber. In einer gnostischen Schrift stehen Maria, die Mutter Jesu, Salome

und Martha gleichberechtigt neben den Aposteln; Maria Magdalena, die hier als Hauptsprecherin erscheint, überragt sogar die Jünger, abgesehen von dem jungfräulichen Johannes. Sie hält fest, als die Jünger schwanken; sie ist es auch, die immer die Auflösung der Worte Jesu verkündet, bis Petrus sich drohend zum Herrn wendet: „Herr, wir können dieses Weib, (Maria Magdalena) nicht ertragen, das uns den Platz wegnimmt und keinen von uns reden lässt, sondern selber fort und fort spricht". Und Maria klagt dem Herrn: „Ach Herr, ich möchte gern die Auflösung der Worte sagen, aber ich fürchte den Petrus, weil er mir droht und mein Geschlecht hasst". Petrus wendet sich dagegen abermals an Jesus: „Herr, die Weiber können doch aufhören zu fragen, damit auch wir einmal fragen können". Da sagt jener zu Maria und den Frauen: „Gebt Euren Brüdern, den Männern, Gelegenheit, auch Fragen zu stellen". Aber kein Wort der Missbilligung kommt hier, wie so oft in den grosskirchlichen Erzählungen, aus dem Munde Jesu. Dazu konnte und hat sich höchstwahrscheinlich der Gnostizismus, dem ja, — echt griechisch — eine durch Offenbarung vermittelte Erkenntnis das Höchste war, sicherlich auf die griechischen Philosophinnen als Vorbild berufen, deren selbst die Kirchenväter Erwähnung tun. Aber noch höher steht in einzelnen Sekten das Ansehen der Frau. Im Koptischen sind uns sogar Bruchstücke eines Evangeliums der Maria erhalten, und hier und da werden sogar Frauen als Sektenstifterinnen genannt. Häufig steht neben dem Gründer der Sekte eine Frau, ihm ebenbürtig, sodass man es gewissermassen mit einem Sekten stiftenden Paare zu tun hat. Ueber eine

von ihnen Philumene, die Gefährtin des Apelles, wissen wir Genaueres. Apelles, so erzählt Tertullian, soll durch ihre Zauberkünste umgarnt worden sein und habe die „Offenbarungen", die er von ihr erhalten, niedergeschrieben. In seinen Gemeinden, das wissen wir, ist dieses Buch hoch angeschrieben gewesen, ja, es stand fast der heiligen Schrift gleich. Ueber den Inhalt sind wir leider gar nicht unterrichtet. Wir wissen nur, dass die Jungfrau Philumene selbst ihre Visionen als Wirkungen eines ihr innewohnenden Engels ansah, aus dem Tertullian flugs einen Teufel macht. An anderer Stelle wird uns noch berichtet von Gesichten, die ihr zu teil wurden. „Und dieser Knabe, der ihr erschien, zeigte sich bald als Christus, bald behauptete er, Paulus zu sein. Die Philumene pflegte dieses Phantasma zu erfragen, und dasselbe pflegte ihr zu antworten, was sie dann den Hörenden mitteilte, sie soll auch hin und her Wunder getan haben."

Von der bedeutendsten und interessantesten der gnostischen Sekten, den Valentinianern, ist uns ein Brief erhalten, den ein Mitglied der Gemeinde, Ptolemäus, an eine gewisse Flora schreibt. Es ist von ihr nichts als der Name bewahrt; aber der Inhalt dieses Briefes, der nicht weniger ist, als der Versuch einer Kritik der 5 Bücher Moses von sittlichen und religiösen Gesichtspunkten aus, gestattet mehr als einen Schluss auf die geistige Höhe der Adressatin. Die Worte des Ptolemäus sollen die Schülerin zur Erfassung des „Seienden" führen, ein Begriff, der schon eine ganz bedeutende philosophische Schulung voraussetzt. Wohl ist Flora, wie jedes Mitglied des Kreises, solcher Erkenntnis g e w ü r d i g t

worden, weil selbst alle Erkenntnis schliesslich auf Offenbarung beruht. Aber nirgends ist jener Ton besonderer Herablassung gegen das Weib, wie er manchen Kirchenvätern so geläufig ist, nirgends ein Hinweis darauf, dass ihr gegenüber andere Gebote gelten, als für die männlichen Mitglieder der Sekte. Hier scheint im tiefsten Sinne des Worts erfüllt, was Clemens von den kirchlichen Frauen gesagt:

Diese Frau ist Philosophin; bemüht, um zu erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält."

Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts entsteht in Phrygien in Kleinasien eine Bewegung, die versucht, noch einmal altchristliche Prophetie, altchristliche Sittenstrenge und die altchristliche Hoffnung auf die Wiederkehr des Herrn lebendig zu machen. Nach ihrem Stifter Montanus bezeichnen wir sie als Montanismus; hier hat die Frauentätigkeit ihren Höhepunkt erreicht. Neben dem Führer nehmen zwei Frauen, Maximilla und Priscilla, eine führende Rolle, um nicht zu sagen, die führende Stelle ein; glaubte man doch, dass in ihnen wie in Montanus selbst der Paraklet, der einst von Jesus verheissene Tröster, gekommen sei, und jeder ihrer Aussprüche galt als göttliches Orakel. Dazu kommt, dass Montanus früh starb, und die Leitung der ganzen Bewegung blieb jetzt in den Händen der Frauen, speziell der Maximilla. Wir wissen, dass man in den montanistischen Gemeinden die Gebote des Parakleten, die er durch Priscilla und Maximilla gegeben, als „die evangelische Verkündigung" betrachtet hat, „die neusten Satzungen und Prophetien", und damit war gegeben, dass sie als die letzten alle bisherige Prophetie überragten.

Nur wenige dieser Worte sind uns erhalten; sie sind wild, gewaltig und gross und zeugen von der Bedeutung dieser Frauen. Christus selbst erscheint einmal der Priscilla in weiblicher Gestalt, in glänzendem Gewande, — „und er goss auf mich aus seine Weisheit“, vielleicht auch ein Beweis, wie man hier mit der Gleichwertigkeit der Geschlechter ernst macht, zugleich aber auch ein Beweis, wie frei die christliche Phantasie damals noch schalten konnte. Neben diesen beiden Frauen sind uns die Namen einer ganzen Reihe von Prophetinnen in anderen montanistischen Gemeinden aufbewahrt. Freilich sind sie nicht von solcher Bedeutung. So erzählt Tertullian von einer, sicherlich montanistischen „Mitschwester“, die in der Kirche während der Sonntagsfeier „Verzükkungen erhält, mit den Engeln, zuweilen auch mit dem Herrn verkehrt, Geheimnisse sieht und hört, zuweilen die Herzen unterscheidet, und denen, die es verlangen, Heilmittel angibt“. — „Nach Vollendung des Gottesdienstes und Entlassung des Volkes erzählt sie ihre Visionen“. Von anderen montanistischen Gemeinden wird erzählt, dass sieben Fackeln tragende, weiss gekleidete Jungfrauen auftreten, „damit sie dem Volke weissagten“.

Aus einem Brief des Kirchenvaters Cyprian hören wir von einer montanistischen Prophetin, die grosses Ansehen, sogar unter den Klerikern, gehabt hat, prophezeite, selbst das Abendmahl darbrachte und viele taufte. Auch der spätere Montanismus gewährt den Frauen ein dauerndes Amt der Leitung. Hier konnten sie zu Bischöfen, Presbytern etc., ordiniert werden.

Dass die Kirche mit allen ihren Kräften gegen diese Bewegung kämpfte, kämpfen musste, wenn nicht das

Christentum sich auflösen sollte in Ekstase, ist klar. Und unter den Argumenten gegen die Montanisten hören wir auch schon das, „dass sie von Weibern verführt sind“. So versteht man den Ausspruch der Maximilla: „Ich werde verfolgt wie ein Wolf im Schafstalle“. Und sie fügt hinzu: „Ich bin kein Wolf. Ich bin Wort und Geist und Kraft“. Wir wissen auch von einem Zusammentreffen der kirchlichen Bischöfe mit ihnen, und jenen gelingt es nicht, „den aus ihnen redenden Geist auszutreiben“, will sagen, sie zu widerlegen, ein Grund mehr, sie um so heftiger zu verfolgen, wohl aber auch ein Beweis von der Gewalt und Kraft dieser Persönlichkeiten.

Im Montanismus hat die Frauentätigkeit ihren Höhepunkt und ihr Ende erreicht. Für die Grosskirche war die Frauenarbeit damit stärker diskreditiert, als es Unfähigkeit und mangelnde Leistung je vermocht hätten. Die Kirche selbst entwickelt sich jetzt aus der Kirche des Geistes zu der des Worts, um nicht zu sagen des Buchstabens, aus der Kirche der freien Dienstleistung jedes einzelnen Gliedes zur Kirche der strengen Ordnung und Regel mit einem ganzen Stand abgestufter beamteter Diener; sie wird Priesterkirche.

Aber, während die gesamte Antike neben den Priestern Priesterinnen gekannt hat, schliesst die christliche Kirche von dem Moment an, wo man sie als die katholische bezeichnen kann, die Frauen aus.

Eine Kirche, die ein beschaulich untätiges Leben höher stellt, als Tätigkeit, die im Weibe die „Pforte des Teufels“ sieht, die kann ihm ein kirchliches Amt, und sei es das geringste, nicht gewähren. Im Sinne des Katholizismus, im Sinne des Mönchtums gibt es für die

Frau nur einen wahrhaft würdigen Aufenthalt: das Kloster, nur ein wahrhaft würdiges Leben: das klösterliche.

Und doch konnte auch die mittelalterliche Kirche die Frau nicht ganz entbehren. Was man aus der täglichen Gemeinschaft des Lebens hinausgewiesen, das schuf man sich neu in der Sphäre des Göttlichen. Neben die Christusverehrung tritt der Marienkult. Stark und vielgestaltig sucht er allen Seiten menschlichen Empfindens gerecht zu werden; und die scheinbar fernliegendsten Formen haben hier die innigste Verschmelzung eingegangen: so steht sie einmal da, als das höchste Ideal der Jungfräulichkeit: Marie, die reine Magd, andrerseits aber ward sie zur Verkörperung der reinsten Form der Mütterlichkeit: Maria, die Gottesgebärerin, die Mutter voller Gnaden.

Literaturverzeichnis.

Hans Achelis, Altkirchliche Diakonissen. (Real-Encyklopädie für Theologie und Kirche IV.[3]).

Hans Achelis u. Johs. Flemming, Die syr. Didaskalia. (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristl. Literatur N. F. X 2). Leipzig 1905.

Augar, Die Frau im römischen Christen-Prozess. (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur N. F. XIII 4). Leipzig 1905.

Conybeare, Die jungfräuliche Kirche und die jungfräuliche Mutter. (Archiv für Religionswissenschaft. Bd. 8.) Leipzig 1905.

Dieckhoff, Die Diakonissen der alten Kirche (Monatsschrift für Diakonie und innere Mission I. 1876).

Gottschick, Artikel: Ehe (Real-Encyklopädie V.[3]).

Ed. v. d. Goltz, Der Dienst der Frau in der christl. Kirche. Potsdam 1905.

Harnack, Ueber die beiden Rezensionen der Geschichte der Prisca und des Aquila in Act Apost. 18, 1—27 Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften. Berlin 1900.

Derselbe, Probabilia über die Adresse und den Verfasser des Hebräerbriefes. Zeitschrift f. N. Test. und Urchristentum I. Giessen 1900.

Jülicher, Die geistl. Ehen der alten Kirche. (Archiv f. Religionswissenschaften Bd. 7). Leipzig 1904.

Elisabeth Malo, Das Recht der Frau in der christlichen Kirche. Züllsdorf, Selbstverlag der Verfasserin.

Münter, Die Christin im heidnischen Hause vor den Zeiten Constantins des Grossen. Kopenhagen 1828.

Riggenbach, Frauengestalten aus der Geschichte des Reiches Gottes. Basel 1884.

Schäfer, Geschichte der weibl. Diakonie. Hamburg 1879.

Uhlhorn, Die christl. Liebestätigkeit I. Stuttgart 1882.

Wacker, Der Diakonissenberuf nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Gütersloh 1890.

Wichern, Der Dienst der Frauen in der evangel. Kirche. Hamburg 1858.

Wilpert, Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche. Freiburg 1892.

Zscharnack, Der Dienst der Frau in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Göttingen 1902.



